

WRATH JAMES
WHITE

400

TAGE

DER ERNIEDRIGUNG

Aus dem Amerikanischen von Simona Turini

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *400 Days of Oppression*
erschien 2013 im Verlag Blood Bound Books.
Copyright © 2013 by Wrath James White

1. Auflage Oktober 2016
Copyright © dieser Ausgabe 2016 by Festa Verlag, Leipzig
Titelfoto: www.istockphoto.com/Filip Obr
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-518-5
eBook 978-3-86552-519-2



Für Mom

PROLOG

Es war der letzte Schultag. Die Glocke läutete und signalisierte damit das Ende eines weiteren Schuljahres und den Beginn von drei fröhlichen Sommermonaten. Kinder strömten aus dem alten roten Backsteingebäude der Middle School wie Ameisen aus einem vergifteten Nest. Der vorherrschende Gesichtsausdruck war Lächeln, aber nicht der einzige. Es gab ein paar Kämpfe, Kinder, die ihre letzte Chance, die Rechnungen des Jahres zu begleichen, voll ausnutzten. Die ängstlichen Gesichter derjenigen, die ein schlechtes Zeugnis erhalten hatten und sich nun vor dem fürchteten, was ihre Eltern tun würden, wenn sie nach Hause kamen. Eine Mischung aus Emotionen von Empörung bis Apathie zeichnete die Züge derjenigen Schüler, die erfahren hatten, dass sie die Sommerkurse besuchen mussten, um das Jahr zu bestehen, und derjenigen, die erfahren hatten, dass sie nicht bestehen würden, egal, was sie taten.

Kleine Notizen wurden ausgetauscht und rasche Verabredungen getroffen. Mädchen und Jungen tauschten Telefonnummern aus und versprachen, den Sommer über in Kontakt zu bleiben. Es gab ein paar tränenreiche Abschiede von Kindern, die die Middle School abgeschlossen hatten und auf unterschiedliche High Schools

gehen würden. Kenyatta gehörte zu Letzteren. Er wurde dieses Jahr 14. Im Herbst würde er in die neunte Klasse der *Creative and Performing Arts High School* kommen. Dies war seine letzte Chance, Christie zu sagen, was er für sie empfand, oder er würde sie womöglich niemals wiedersehen.

Kenyatta war verliebt. Die Hormone und Gefühle eines Teenagers tobten in ihm wie ein verheerendes Feuer. Er hatte das Gefühl, den Verstand zu verlieren. Er hatte Christie in den letzten sechs oder sieben Wochen jeden Tag von der Schule nach Hause begleitet. Seit er herausgefunden hatte, dass sie jemandem gesagt hatte, wenn sie jemals einen schwarzen Jungen treffen würde, dann wäre er es. Er hatte sich außerordentlich geschmeichelt gefühlt, aber es war mehr als nur das. Er war interessiert, und bald wurde dieses Interesse zu einer Obsession.

Christie war hübsch, liebenswert, ganz anders als die hartgesottenen Flittchen aus seinem Viertel. Sie war ruhig und schüchtern. Alle Mädchen, mit denen er aufgewachsen war, waren dagegen laut und nervtötend. Sie trug keine Goldketten oder großen Ohrringe mit ihrem Namen darauf. An ihrer Kleidung hingen keine Designerlabels. Sie war einfach, süß, eher wie die Mädchen, die er im Fernsehen sah, die so unschuldig waren und so ... weiß. Er konnte nicht anders, als sich zu fragen, ob er nur wegen ihrer Hautfarbe so besessen von ihr war. Das würden seine Mutter und seine Tanten denken. Sie hassten den Gedanken, dass weiße Schlampen alle guten schwarzen Männer bekamen. War seine Zuneigung zu Christie eine Spiegelung seines Selbsthasses? Er wusste es nicht. Er wusste nur, dass er an niemandem sonst mehr Interesse hatte, seit er von ihrem Interesse an ihm wusste.

Kenyatta gehörte zu den beliebtesten Jungs in der Schule. Er war der Präsident der Schülervertretung, hatte die besten Noten und war der Kapitän des Basketballteams. Er hatte Dates mit den beliebtesten Mädchen der Schule gehabt. Es gab nicht ein schwarzes Mädchen in der Taft Junior High, das sich nicht dafür überschlagen hätte, mit ihm auszugehen, und viele von ihnen waren sehr viel heißer als Christie. Aber keine von ihnen hatte ihm jemals dieses Gefühl gegeben. Sie las genauso gerne wie er, flippte vor Freude über die nächste Stephen-King-Veröffentlichung genauso aus wie er, liebte Prince und Stevie Wonder und Gedichte und Ausflüge ins Kunstmuseum und Picknicks. Sie war romantisch, sodass er sich nicht wie ein Idiot vorkam, wenn er romantische Gedanken über sie hatte. Er hatte nie zuvor in Erwägung gezogen, mit einem weißen Mädchen auszugehen. Nicht dass er etwas dagegen hatte oder es als falsch ansah. Er hatte nur noch niemals darüber nachgedacht. Es war ihm nie als eine Möglichkeit in den Sinn gekommen. Sosehr sich die Welt 1995 auch verändert hatte – verglichen mit der Zeit, als seine Mom während des Höhepunkts der Bürgerrechtsbewegung zur High School gegangen war –, in Philadelphia war die Veränderung nicht so groß. Die Kluft zwischen den Rassen war nun durch Straßenschilder markiert. Auf der einen Seite der Frankford Avenue standen Häuser, die mit Schwarzen und Puerto Ricanern gefüllt waren. Auf der anderen Seite wohnten die armen Weißen und weiter die Frankford Avenue runter lebten Weiße der Mittel- und oberen Mittelklasse. Diese Gegend war kein Schmelztiegel, sondern eher eine Arena, deren Teams durch ihre Akzente und Hautfarben markiert waren.

Damals war ganz Philadelphia auf diese Weise unterteilt. WASPs im Nordosten. Italiener und Juden in Süd-Philly.

Iren in Frankford und Fishtown. Schwarze und Puerto Ricaner in Nord- und West-Philadelphia. Die Taft Junior High lag genau auf der Grenze zwischen einer schwarzen, puerto-ricanischen und einer weißen Mittelklasse-Nachbarschaft. Sie gingen alle in dieselbe Schule, spielten in denselben Mannschaften, hingen in der Schule miteinander ab. Doch nach dem Unterricht gingen sie alle ihre getrennten Wege. Sogar in den 90ern waren gemischtrassige Beziehungen in Philadelphia selten.

Kenyatta fand, dass das junge italienische Mädchen das Schönste war, was er je gesehen hatte. Er konnte nicht aufhören, an sie zu denken, und er wusste, dass es ihr genauso ging. Er konnte es in ihren Augen sehen, wenn sie einander jeden Nachmittag umarmten, ehe sie sich an der Frankford Avenue trennten, genau am Rande ihres Viertels. Das war nicht nur eine lockere Freundschaft. Sie mochte ihn. Heute war der letzte Schultag und Kenyatta wusste, dass er etwas zu ihr sagen musste, dass er ihr sagen musste, was er für sie empfand.

Als Kenyatta mit Christie den langen Hügel hinaufging, hatte er einen Knoten im Hals. Er nahm Christies Hand und sie drückte seine, während sie ihn schüchtern anlächelte. Sie gingen den Rest des Weges Hand in Hand und sprachen darüber, was sie den Sommer über tun würden, wie er wohl in der neuen Schule zurechtkommen würde, ob er zurückkommen und all seine Freunde an der Taft besuchen würde. Kenyatta konnte kaum einen Gedanken fassen. Sein Geist war mit dem Stoppschild vor ihnen beschäftigt. Dort umarmten sie sich normalerweise und verabschiedeten sich. Nur dass es heute zum letzten Mal sein würde.

»Woran denkst du?«, fragte sie und lächelte mit diesen tiefen Grübchen, die aussahen, als könne man hineinfallen,

und schaute mit diesen grauen und grünen Augen mit dem braunen Ring um die Iris, wie bei einem Vulkanschlund, zu ihm auf. Kenyatta spürte einen Kloß im Hals und schluckte ihn runter. Sein Bein zitterte.

»Oh. Ähm. Ich hab nur an dich gedacht.«

»Ich werde dich vermissen«, sagte Christie, während sie ihn weiter anlächelte und ihre langen Wimpern niederschlug, ohne auch nur zu ahnen, was sie ihm antat.

»Ich liebe dich.« Die Worte rutschten einfach heraus. Ein schockierter Ausdruck breitete sich auf Christies Gesicht aus und Kenyatta tat noch etwas, das er eigentlich nicht geplant hatte. Er küsste sie, ehe sie antworten konnte. Als sich ihre Lippen trafen, schoss Kenyattas Puls in die Höhe. Er wartete, ob sie den Kuss erwidern würde, ihn wegstoßen und ohrfeigen, »Vergewaltigung« schreien. Er wusste nicht, was er erwarten sollte. Als er ihre Hände an seinem Hinterkopf spürte, ihre Lippen, die sich teilten, und ihre Zunge, die hervorschoss, um seine zu treffen, fühlte sich jeder einzelne Muskel in seinem Körper an, als hätte er plötzlich jeden Halt verloren. Er fühlte sich schwerelos, als würde er einfach vom Bürgersteig schweben oder mit dem nächsten Atemzug in Christies Lungen inhaliert werden. Dann, unvermittelt, unterbrach sie den Kuss. Sie hatte Tränen in den Augen, als sie ihn ansah. Sie sagte Auf Wiedersehen und rannte zu der Ecke auf der anderen Seite der Frankford Avenue und aus seinem Leben. Der Schmerz in seiner Brust war schlimmer als das Gefühl, das er gehabt hatte, als sein Opa gestorben war, schlimmer als damals, als sein Hund Prince weggelaufen war. Es fühlte sich wie eine tödliche Wunde an, etwas, von dem er sich niemals würde erholen können. Er schaute ihr mit offenem Mund nach, das Gefühl ihrer Lippen brannte immer noch

auf seinen, der Geschmack ihres Mundes lag ihm noch auf der Zunge. Er drehte sich um und ging den Hügel hinab nach Hause.

Kenyatta blieb in seinem Zimmer, als seine Mutter am Abend von der Arbeit kam. Er saß im Dunkeln. Er kam nicht zum Abendessen runter, sah nicht fern. Er saß nur da, dachte an Christie und kämpfte gegen die Tränen. Er war nicht sicher, ob er je zu weinen aufhören konnte, wenn er es sich nun erlaubte. Als seine Mutter anklopfte, ihren Kopf in sein Zimmer streckte und ihn fragte, ob er okay sei, verlor er den Kampf mit seinen Gefühlen und die Tränen liefen ihm aus den Augen wie ein Unwetter.

»Oh Baby, was ist los?«

Er konnte nicht lange genug mit dem Schluchzen aufhören, um zu antworten. Seine Mutter hielt ihn im Arm und wiegte ihn, wie sie es getan hatte, als er noch ein Baby gewesen war, bis die letzte Träne gefallen war.

»Ich werde Christie niemals wiedersehen. Ich liebe sie, Ma.«

Seine Mutter schenkte ihm eines dieser weisen, wissenden Lächeln, ein Lächeln, das sagte: »Du hättest mich sofort fragen sollen. Ich kenne die Antwort.«

»Warum rufst du sie nicht einfach an?«

Und das tat er.

»Christie?«

»Kenyatta?«

»Ja, ich bin's. Warum bist du weggerannt?«

»Ich hatte Angst – ich meine, ich war verletzt. Warum hast du mich einfach so geküsst? Warum hast du mir gesagt, du liebst mich? Du hast mir so schon gefehlt. Das war einfach gemein. Jetzt werde ich dich nie wiedersehen.«

»Es muss doch nicht so sein. Wir können einander

immer noch sehen. Du kannst meine feste Freundin sein. Ich komme dich jeden Tag besuchen.«

Am anderen Ende der Leitung war es lange still.

»Meine Eltern würden mich umbringen. Sie glauben nicht an so was.«

Sie glauben nicht an so was.

Es war nicht nötig, zu sagen, was »so was« war. Sie wussten es beide. Schwarze Jungs, die sich mit weißen Mädchen trafen. Ethnische Mischung. Rassenmischung.

»Aber ...« Kenyatta wusste nicht, was er sagen sollte.

»Adieu, Kenyatta.« Sie weinte nun. »Du wirst mir fehlen.«

»Ich ... ich liebe dich, Christie.« Dieses Mal klang es wie ein Flehen, was es auch war. Er konnte nicht glauben, dass dies das Ende sein sollte.

»Ich liebe dich auch, Kenyatta.«

»Dann ...«

Die Leitung war tot. Sie hatte aufgelegt. Kenyatta war fassungslos, zerbrochen. Er war das erste Mal verliebt und wusste nicht, was er mit diesem Schmerz anstellen sollte. Es tat so weh, dass sich sein Geist anfühlte, als zerbräche er in Millionen kleine, kantige Stücke. Er stand auf und verließ sein Zimmer. Er ging an seiner Mutter in der Küche vorbei.

»Wie war's?«

Er antwortete nicht. Er ging einfach raus. Er lief den ganzen Weg zur Frankford Avenue und überquerte sie. Eine Stunde später ging er zurück nach Hause, rannte in sein Zimmer, zog sich aus und sprang unter die Dusche. Nach der Dusche brachte er seine Kleider raus und warf sie in den Müll. Er ging wieder nach oben, erneut an seiner Mutter vorbei, die ihn sorgenvoll anschaute.

»Bist du okay, Kenyatta?«

»Mir geht's gut.«

»Willst du was essen?«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Wie lief es mit deiner kleinen Freundin?«

Er schüttelte den Kopf und schloss seine Zimmertür. Kenyatta hatte den kleinen Zettel in der Hand, auf dem er Christies Adresse und Telefonnummer notiert hatte. Es war ein dunkler Fleck darauf und er verschmierte ihn mit dem Daumen. Sie war nicht zu Hause gewesen, als er an die Tür geklopft hatte. Ihre Mom und ihr Dad hatten ihm gesagt, sie sei zu einer Freundin gegangen, und dabei starrten sie ihn voller Argwohn an. Es war vermutlich besser, dass sie nicht da war. Vielleicht auch nicht. Vielleicht wären die Dinge anders gelaufen, wenn sie da gewesen wäre. Er wusste es nicht. Es war schwer, dem Drang, sie anzurufen, zu widerstehen, doch er würde warten. Er würde ihr einige Tage Zeit lassen, um zu trauern, ehe er sie erneut kontaktierte.

1

Mein Name ist Natasha und ich bin eine Sklavin, Eigentum. Seit ich denken kann, werde ich auf die eine oder andere Art besessen. Ich war Sklavin von Süchten, eine Sklavin meiner Vergangenheit, eine Sklavin meiner niedrigen Erwartungen an Männer und meiner sogar noch niedrigeren Erwartungen an mich selbst. Jetzt habe ich all diese Behauptungen hinter mir gelassen. Kein Selbstbetrug mehr. Die Fesseln sind so echt wie das Bedürfnis nach ihnen. Sie sind Ehrlichkeit, Wahrheit, machen die Metapher konkret und es liegt Freiheit in ihnen, Freiheit des Geistes, wenn schon nicht des Fleisches.

Der Name meines Herrn ist Kenyatta und ich liebe ihn. Ich liebe ihn von ganzem Herzen, mehr als meinen eigenen Stolz und Selbstrespekt, mehr als all den Schmerz und die Demütigung. Mehr als die Unannehmlichkeiten und die Unbequemlichkeit. Ich liebe ihn und ich will ihn eines Tages heiraten, bald, und das ist es, was mich all das aushalten lässt.

Ich geriet in Panik, als mein eigener feuchter Atem von der Innenseite des Sargdeckels zurückschlug. Der Druck der Kiefernholzkiste gegen meinen Körper und die sengende Hitze verstärkten meine Platzangst. Ich blinzelte den Schweiß aus den Augen und hustete, als ich mehr von

der heißen, feuchten Luft einatmete. Es fiel mir schwer, zu glauben, dass sie überhaupt Sauerstoff enthielt. Die überwältigende Hitze, der Gestank meiner eigenen Pisse und Scheiße aus dem Eimer, der nur wenige Meter entfernt stand, machten das Atmen zunehmend schwerer. Die Übelkeit erregenden Dämpfe kochten in meiner Lunge, als ich sie herunterwürgte. Ich versuchte, nicht darüber nachzudenken, fürchtete, dass das Nachdenken über die Situation zu einer Panikattacke führen würde. Ich tat mein Bestes, nicht völlig auszuflippen.

Ich musste lediglich ein einziges Wort aussprechen, und meine Unterdrückung würde enden. Ich wäre frei. Ich könnte zurück in mein eigenes, warmes Bett gehen, zurück zu regelmäßigen Mahlzeiten, regelmäßigen Duschen und der Benutzung der Toilette, wann immer ich wollte. Dafür musste ich nur das Safeword sagen. Aber ich konnte nicht. Ich war nicht fähig dazu. Was auch immer geschah, ich konnte dieses Wort einfach nicht sagen.

Ich umarmte meine Brust, als ich zu schluchzen begann, wobei ich mit einigem Bedauern bemerkte, dass ich weiter abgenommen hatte und meine Brüste mindestens eine ganze Körbchengröße kleiner waren. Ich verging, verlor nach und nach alles, was mich für ihn attraktiv gemacht hatte.

Lange Rinnsale von Schweiß und Blut liefen meine Unterarme hinab, als ich zwanghaft am Sargdeckel kratzte, ich fuhr zusammen, als meine Fingernägel im Holz abbrachen und Splitter die Nagelhaut durchbohrten. Es war mittlerweile fast so etwas wie eine nervöse Angewohnheit. Ich hatte keine wirkliche Hoffnung, zu entkommen.

Die eisernen Fesseln gruben sich tief in mein Schlüsselbein, in meine Hand- und Fußgelenke, und pressten mich

nieder. Die kleinste Bewegung riss die langsam heilenden Wunden auf, wo das Metall meine Haut abgeschürft hatte. Tropfen von Rot befleckten meine Brust.

Ich wollte hier raus, einfach drauf scheißen und dieses dumme Experiment beenden. Doch ich wusste, dass ich bleiben würde. Ich würde alles aushalten, egal was er sich ausdachte, denn ich liebte ihn.

Ich weiß, das klingt erbärmlich, wie eine dieser dämlichen Wohnwagen-Schlampen, die bei Männern bleiben, die sich jeden Abend volllaufen lassen und sie schlagen, und ja, ich war auch mal eine dieser dämlichen Schlampen gewesen, aber das hier war anders. Kenyatta liebte mich und ich machte das freiwillig. Es war, was ich wollte, was wir brauchten. Und das Experiment zu beenden, würde bedeuten, unsere Beziehung zu beenden.

Der schaukelnde Sarg verursachte mir Übelkeit, als ich mich vor und zurück wiegte und offene Wunden gegen das harte Holz rieben. Die Kiste war mit Ketten an ihrer Mitte etwa einen Meter über dem Zementboden aufgehängt, sodass die kleinste Bewegung sie in Schwingung versetzte, wie ein Schiff bei schwerer See. Ich veränderte meine Lage und ließ damit den Sarg kippen und taumeln. Ich wurde seekrank. Mit großer Mühe widerstand ich dem Drang, den schäbigen Müll herauszuwürgen, mit dem er mich in den letzten paar Tagen gefüttert hatte, zwang ihn wieder runter, als die Übelkeit in meiner Kehle aufstieg. Ich war hungrig und durstig und mein Darm war voll und drohte nachzugeben. Ich hätte mir niemals vorstellen können, mich einmal so schlecht zu fühlen.

Über mir rasselten die Leitungen, als Kenyatta seine morgendliche Dusche nahm. Ich war neidisch. Ich wollte auch duschen. Sogar der grauenhafte Gestank des

Toiletteneimers war nicht stark genug, den üblen Geruch meines Körpers zu übertünchen. Ich roch nach Schweiß und Erbrochenem. Ich lauschte der Dusche sehnsüchtig, was mich noch mehr deprimierte. Zumindest hatte ich jetzt eine ungefähre Vorstellung der Zeit. Er würde bald kommen und mich holen.

Ich verlagerte mein Gewicht und sog scharf den Atem ein, als Wundschorf an meinem Ellbogen vom rauen Holz aufgerissen wurde. Oben schlug eine Tür. Töpfe und Pfannen klapperten. Aus der Küche zog der Geruch von gebratenem Speck herab. Mein Magen rebellierte. Ich hätte für ein paar Pfannkuchen mit Butter und viel Sirup getötet, oder für ein Omelett mit Spinat und Fetakäse, wie jenes, das er mir nach meiner ersten Nacht in seinem Haus gemacht hatte, als er mich am nächsten Morgen mit Frühstück im Bett geweckt und mich dann hart auf seinen Satinlaken gefickt hatte, ehe er zur Arbeit gegangen war und mich allein zurückgelassen hatte, um das Frühstück in aller Ruhe zu beenden. Ich war mir damals wie eine Königin vorgekommen. Heute hoffte ich einfach nur, dass er daran denken würde, mich zu füttern.

Ich roch die gekochten Süßkartoffeln, die meine normale Nahrungsquelle geworden waren. Gelegentlich gab es auch zu einem weichen Brei verkochte Saubohnen. Bei meinem Hunger klang sogar diese abstoßende Pampe reizvoll. Trotz meines übervollen Darms gewann der Hunger. Zumindest bedeutete das, dass er mich nicht vergessen hatte.

Ich machte eine Bestandsaufnahme meiner selbst, plötzlich befangen und peinlich berührt, wie ich zitternd und schwitzend dalag und darum kämpfte, nicht in meine Kiefernholzkiste zu urinieren. Ich kam mir abstoßend vor.

Ich wollte nicht, dass Kenyatta mich so sah. Ich wünschte, ich dürfte duschen, meine Haare aufdrehen, ein wenig Make-up auflegen und Reizwäsche tragen, wie ich es getan hatte, als Kenyatta und ich anfangs miteinander ausgegangen waren. Ich wollte für ihn hübsch und sauber sein.

Ich winselte laut, als Kenyattas Schritte die Kellertreppe herunterkamen. Ich fühlte mich, als wäre ich ein lächerlich loyaler Hund, der ungeduldig auf die Rückkehr des Herrn wartet, der ihn schlägt und tritt. Die albernen kleinen Fesselspiele, die ich mit vergangenen Liebhabern gespielt hatte, hatten mich nicht im Geringsten auf das hier vorbereitet. Ich war schon früher von Männern ausgenutzt und missbraucht worden. Unbekannte Männer, die sich einen Dreck um mich gekümmert hatten. Das hier war anders. Das war der Mann, der mich lieben sollte, der Mann, mit dem ich den Rest meines Lebens verbringen wollte. Ich steckte bereits viel zu tief drin, es war zu spät. Wenn ich nun ausstieg, würde er mich niemals heiraten.

»Oh Gott, Baby, ich halte das nicht aus! Ich flippe total aus! Ich glaube, ich muss kotzen«, heulte ich.

Ich presste mich gegen den Sargdeckel, Tränen tropften aus meinen Augenwinkeln, und ich hoffte, dass Kenyatta mich hören und zu meiner Rettung eilen würde. Ich hoffte, dass er, wenn ich mitleiderregend genug klang, es nicht übers Herz bringen würde, mit diesem Wahnsinn weiterzumachen. Das Safeword kam mir wieder in den Sinn und ich spielte ein bisschen damit herum und fragte mich, ob ich es sagen könnte. Fragte mich, wie schlimm die Dinge noch werden mussten, damit dieses Wort seine Abscheulichkeit verlor. Ich formte es mit den Lippen, aber ich weigerte mich, es laut auszusprechen, und mit Bestürzung stellte ich fest, dass ich es nie können würde. Obgleich es

die einzige Möglichkeit war, mein Leben wieder zur Normalität zurückzuführen, würde ich dieses ekelhafte Wort auf keinen Fall sagen. Ich fühlte mich schuldig, wenn ich es auch nur dachte. Natürlich hatte Kenyatta von Anfang an gewusst, dass ich es nicht sagen konnte. Deshalb hatte er dieses spezielle Wort als unser Safeword ausgesucht. Ein Wort, das vollkommen klarmachte, dass ich ihn zurückwies. Ein Wort, das unsere Beziehung für immer beenden würde. Er wusste, dass ich in dieser verdammten Kiste sterben würde, ehe ich es sagte.

Als Kenyatta den Sargdeckel öffnete, hätte ich fast geschrien. Er stand über mir und betrachtete meine Nacktheit, während ich mich zusammenrollte und versuchte, mein Elend vor ihm zu verstecken. Ich ertrug es nicht, dass er mich so sah. Doch das war der Punkt, nicht wahr? Nur auf diese Art würde ich je verstehen.

Er machte das Licht an, nicht viel mehr als eine nackte Glühbirne an einer Deckenstrebe über uns, und 100 Watt drangen in meine Netzhaut ein, unerträglich nach fast zehn Stunden völliger Dunkelheit. Ich wich davor zurück, kurzzeitig blind, doch mehr als alles andere beschämt. Ich wusste, wie ich für ihn aussehen musste, nackt und ungewaschen. Er betrachtete mich weiterhin, als ich gegen das helle Licht anblinzelte. Er lächelte und mein Herz wurde plötzlich leichter. Dann dröhnte seine Stimme, laut und ernst.

»Komm da raus. Es ist Trainingszeit.«

Oh Gott. Wie soll ich trainieren, wenn meine Blase kurz davor ist, zu platzen?

Er stellte meine Mahlzeit aus gekochten Süßkartoffeln und Reis auf einem Hocker ab und nahm eine kleine Holztrommel und einen Stock.

»Komm sofort da raus! Tanz!«

Er begann, die Trommel zu schlagen. Wenn ich nicht tanzte, würde er bald die Peitsche holen. Ich hatte keine andere Wahl, als zu gehorchen. Ich krabbelte aus dem hölzernen Sarg und ließ mich unsicher auf den Zementboden hinab. Mein Magen krampfte, als der Sarg eierte und kippte und mich ausspie. Meine Beine zitterten und der Raum drehte sich, als würde immer noch alles hin und her schwanken. Ich bemühte mich, das Gleichgewicht zu halten und den Schwindel in meinem Kopf zu betäuben, als ich vor Schweiß und Blut triefend vor ihm stand. Bald hörte das Zimmer auf, sich zu drehen, und die Übelkeit in meinem Bauch wurde zum stumpfen Schmerz des Hungers.

Ich schaute zu Boden, traute mich nicht, seinem Blick zu begegnen, durfte das nicht, doch ich wollte so sehr sein schönes Gesicht und den fein geschnittenen Körper sehen. Kenyatta war ein beeindruckendes Prachtexemplar, zwei Meter groß, mit dicken, ausgeprägten Muskeln, die sich wie Kolben unter seiner ebenholzfarbenen Haut wölbten. Sein Kopf und das Gesicht waren glatt rasiert und weich und sein ausgeprägter Kiefer, die hohen Wangenknochen und intensiven schwarzen Augen gaben ihm das Aussehen afrikanischen Adels. Er war für mich die pure Definition von Männlichkeit und ich betete jeden Zentimeter von ihm an, wie ich es bei vielen Gelegenheiten bewiesen hatte, wie ich es nun bewies, indem ich seine schreckliche Lektion ertrug.

In der Woche, seit meine Tortur begonnen hatte, hatte ich viel Gewicht verloren. Ich wusste, dass Kenyatta mich kräftiger mochte. Meine Hüften waren nun schmaler, meine Brüste und Oberschenkel nicht mehr so schwer.

Mein Arsch, der für Kenyattas Geschmack perfekt gewesen war, war auf nichts zusammengeschrumpft und ich schämte mich, als ich vor ihm stand. Sein Körper war immer noch perfekt.

Ich begann zu tanzen und versuchte, mein dringendes Bedürfnis, zu pinkeln, zu ignorieren. Der Trommelschlag hämmerte durch mich hindurch, als ich meine Hüften kreisen ließ und stampfte und wackelte und klatschte. Ich war keine besonders gute Tänzerin und dies war eine seiner liebsten Demütigungen für mich. Vielleicht, wenn er etwas Country-Musik aufgelegt hätte. Ich wusste, wie sehr Kenyatta Country hasste, doch mit ein bisschen Toby Keith im Hintergrund hätte ich etwas anfangen können. Vielleicht einen altmodischen Twostep und einen Twist. Wenn nur die Trommel allein spielte, fiel es mir schwer, reinzukommen, besonders wenn ich hungrig war und pissen musste. Kenyatta nannte es Training, aber ich wusste, dass es nur eine weitere Art war, mich zu degradieren. Ich war dankbar, als er den Schlauch auf mich richtete.

»Tanz weiter!«

Ich tanzte im kühlen Sprühstrahl des Schlauchs und urinierte ungeniert, hoffend, dass das Wasser mein Tun verdecken würde. Es funktionierte nicht. Kenyatta stellte den Schlauch ab, stand auf und schlug mich zu Boden. Ich weiß, ich klinge wieder wie die missbrauchte Wohnwagen-Unterschichten-Ehefrau. Doch ich mochte es, wenn er mich schlug ... normalerweise ... wenn er es beim Sex tat. Allerdings nicht heute, als ich wie Scheiße aussah und so traurig und hungrig war.

»Das ist nicht sexy, Natasha. Jetzt tanz noch mal ohne den Naturesekt.«

Ich weinte wieder. Das hier war so viel härter, als ich es mir vorgestellt hatte, und es dauerte erst eine Woche. Eine Woche ständiger Folter. Eine Woche unendlichen Irrsinns. Es waren noch immer 393 Tage meiner Lektion übrig. Ich war stark. Ich konnte es schaffen. Mein Leben war schon immer die Hölle gewesen und ich hatte es überlebt. Ich würde auch das hier überleben.

Ich weiß, dass Männer wie Kenyatta ... ja ... schwarze Männer, glauben, dass hübsche weiße Mädchen wie ich ein leichtes Leben haben. Aber das ist Blödsinn. Mein Leben war niemals leicht. Ich wuchs in Armut auf. Ich wurde von Anfang an ausgenutzt und von Männern auf die eine oder andere Art missbraucht, seit ich diesem indianischen Jungen aus dem Reservat das erste Mal erlaubte, mich auf dem Rücksitz des Trucks seines Daddys zu ficken. Ich war zwölf Jahre alt und es war nicht das erste Mal, dass ich Sex hatte, nur das erste Mal, dass ich damit einverstanden war. Das machte es absolut nicht besser. Er war auch nicht netter zu mir als die anderen.

Kenyatta spritzte mich fertig ab und befahl mir dann, stehen zu bleiben und zu trocknen. Die Ketten waren schwer. Das machte das Stehen schwierig, besonders nachdem ich wegen meiner Diät aus Bohnen und Süßkartoffeln so viel Gewicht verloren hatte. Trotz der erdrückenden Hitze hier unten begann ich zu frieren. Endlich stieß mir Kenyatta den Teller mit dem Essen vor die Füße und beobachtete, wie ich es gierig mit bloßen Händen verschlang. Er hatte mich auf ein würdeloses Tier reduziert, doch ich konnte ihn nicht hassen. Ich wusste, dass seine Leute noch viel Schlimmeres von meinen Vorfahren zu erleiden gehabt hatten. Er erinnerte mich immer wieder daran, wie viel schlimmer es wäre, müsste ich mein enges Quartier

mit 600 anderen teilen, atmen, schwitzen und defäkieren in derselben abgestandenen, feuchten Luft, die ich einatmete. So eng und fest aneinandergedrückt liegen, dass manche an dem schieren Druck der Körper ersticken und andere an Diarrhö und Malaria starben. Ich wusste, dass er mir diese Schrecken nicht aus Freundlichkeit ersparte, sondern weil es unmöglich war, weitere 600 Sklaven dazu zu bringen, sich freiwillig dem Leiden zu unterwerfen, für das ich mich gemeldet hatte.

Seit ich begonnen hatte, Siebt- und Achtklässler in Englisch zu unterrichten, musste ich mich mit dem Black History Month, dem Monat der Geschichte der Schwarzen, auseinandersetzen, und jedes Jahr mied ich es, meine Schüler mit den Schrecken des transatlantischen Sklavenhandels zu konfrontieren. Ich übersprang ihn immer, als wäre er nur eine Fußnote in der Geschichte der Schwarzen und nicht der wichtigste Moment in der gesamten schwarzen Geschichte. Ich vermied es, über die Schläge zu sprechen, das Hängen, die getrennten und zerstörten Familien, und sprang lieber rasch zu Harriet Tubman und Frederick Douglass und dann zu Dr. Martin Luther King jr. Jetzt fragte ich mich, ob ich die Kinder oder mich selbst beschützen wollte.

Das Essen schmeckte wie warme Scheiße. Ich war so hungrig, dass es mir egal war. Außerdem konnte ich sowieso nichts daran ändern. Ich konnte entweder diesen ekligen Mist essen oder verhungern. Es war nicht so, dass Kenyatta mir Steak und Eier braten würde. Das war, was die Sklaven gegessen hatten, also war es, was ich essen würde, bis Kenyatta anders entschied.

Ich riskierte einen Blick zu ihm, während ich mein Essen herunterschläng. Sein Gesichtsausdruck konnte nur

als absolut angewidert beschrieben werden. Doch da war noch etwas anderes. Mitleid? Verständnis? Bedauern? Es war der Blick, den man einem verkrüppelten Obdachlosen zuwarf, wenn er sich einpissste. Ich war nur nicht sicher, ob er mir galt oder seinen Vorfahren. Ich vermutete, es war ein bisschen von beidem. Wenn ich mich nicht schon vorher elend und abstoßend gefühlt hätte, hätte dieser Blick das geändert. Ich senkte meinen Kopf wieder über die Schüssel und versuchte, nicht an meinem Essen zu ersticken, als ich erneut zu schluchzen begann.

Zu wissen, dass ich es jederzeit beenden konnte, machte es noch schlimmer. Ich musste nur dieses grauenhafte Wort sagen, und er würde mir sofort die Ketten abnehmen und mich freilassen. Natürlich hatte Kenyatta, als der Mann, der er nun mal ist, ein Safeword ausgewählt, das so verwerflich war wie die Behandlung, der er mich unterzog. Um freigelassen zu werden, musste ich nur »Nigger« rufen. Es nicht einfach sagen. Er wollte nicht, dass ich es entschuldigend flüsterte. Das hatte er klargestellt. Ich musste es aus vollem Halse schreien. Er wusste, dass ich das niemals tun würde. Das würde lediglich meine »Weißenschuld« vergrößern, wie Kenyatta es nannte. Stattdessen hielt ich aus.

Wie Kenyatta über mir stand, mit diesem Ausdruck von Mitleid und Ekel, der seine Züge verzerrte, als ich den weichen Brei in meinen Mund schaufelte, auf Händen und Knien wie ein Tier, machte mich fertig. Ich fühlte mich wie ein abscheuliches, widerwärtiges Ding und fragte mich, ob er mich noch liebte, nachdem er mich so gesehen hatte. Ich traute mich nicht, zu fragen, obwohl ich wusste, dass er mir antworten würde. Ich hatte Angst vor der Antwort. Manchmal, an Tagen, an denen die Schläge besonders hart

waren, brach er kurz mit der Rolle und flüsterte mir zu, dass er mich immer noch liebte und stolz auf mich war, weil ich das für ihn durchmachte. Dann hielt er mich fest an sich gedrückt, während ich weinte und blutete, und behandelte meine Wunden mit Essig und Alkohol, ehe er mich wieder in meine Kiste steckte. Meine Liebe und meine Hingabe waren dann für eine Weile erneuert, ich lag in meiner Kiste und träumte davon, mit ihm zusammen zu sein, wenn all das hier vorbei war. Ich stellte mir vor, mit ihm im Bett zu liegen, an seinen starken Körper geschmiegt, mein Kopf auf seiner Brust, und seinem Herzschlag und dem beruhigenden Ton seiner tiefen, melodiosen Stimme zu lauschen, während er mein Haar streichelte und mein Gesicht küsste.

Kenyatta war der einzige Mann, bei dem ich mich je sicher gefühlt hatte. Er war der einzige Mann, der mir jemals nette Sachen gekauft und mich an nette Orte gebracht hatte, der einzige Mann, der mir je gesagt hatte, dass ich schön sei, und der mir den Unterschied zwischen Liebemachen und Ficken gezeigt hatte. Ich stellte mir vor, wie er mir erneut sagte, dass er mich liebte, als wir Liebe machten, Liebe ohne Schmerzen. Ich stellte mir vor, wie es wäre, seine Braut zu sein. In solchen Nächten waren die Hitze und die Dunkelheit und die harten, klaustrophobischen Begrenzungen meiner Kiste, sogar das Gewicht der Eisenketten um meinen Hals und die Hand- und Fußgelenke erträglicher. Alles war zu ertragen, wenn das bedeutete, dass er mich liebte.

Ich aß auf und Kenyatta nahm meinen Teller und ging mit mir nach oben. Ich fiel fast hin, als ich mit dem Gewicht der Ketten rang. Ich war mit ihm zusammen losgezogen, um sie zu besorgen. Wir hatten sie auf einer

Reise nach San Francisco gekauft, in einem Fetischladen in der Folsom Street, der einen Schweißer beschäftigte, der Sonderanfertigungen herstellte. Kenyatta hatte ihnen Bilder von Eisenfesseln gezeigt, die man aus der Henrietta Marie geborgen hatte, dem ältesten Sklavenschiff, das je gefunden worden war. Am Ende des Wochenendes waren die Fesseln fertig gewesen. Wir lachten darüber, was wohl die Leute vom Gepäckdienst denken mochten, wenn sie unsere Koffer durch die Röntgenmaschine schickten. Gegen meinen Willen lachte ich auch jetzt. Kenyatta schaute besorgt zu mir zurück, er wollte sichergehen, dass ich nicht verrückt geworden war. Das ließ mich noch mehr lachen.

Er brachte mich in die Küche. An diesem Punkt kroch ich wegen des Gewichts der Eisenketten auf den Knien. So hatte Kenyatta mich sowieso lieber. Er kickte einen Eimer und eine Bürste zu mir und befahl, ich solle den Boden schrubben, während er mit der Peitsche über mir stand. Ich ging gehorsam an die Arbeit. Ich war dankbar dafür, im Sonnenlicht zu sein. Ich wusste, dass Kenyatta mich bald vergewaltigen würde. Mir zuzusehen, wie ich nackt und auf Händen und Knien den Boden schrubbte, machte ihn immer an, und er musste bald zur Arbeit gehen, sodass dies seine letzte Gelegenheit war. Meine Nackenmuskulatur pochte unter dem Gewicht der Fesseln. Egal wie sehr ich es gewollt hätte, ich konnte meinen Kopf nicht heben. Ich wollte das Gesicht meines schönen Herrn sehen. Ich war fertig mit dem Schrubben des Küchenbodens und Kenyatta ließ die Peitsche auf meinen Rücken niedergehen und befahl mir, im Flur die Porzellanfliesen zu putzen. Ich hatte kaum damit angefangen, als ich Kenyattas Atem im Nacken spürte, seine Brust an meinem Rücken, die

Oberseite seiner Schenkel an der Rückseite von meinen.
Ich stieß einen Seufzer aus, als das Gewicht seines Körpers
auf mich krachte.



www.wrathjameswhite.com

WRATH JAMES WHITE ist ein ehemaliger Kickboxer (World Class Heavyweight) und Trainer für unterschiedliche Kampftechniken. Er hat drei Kinder, Isis, Nala und Sultan, und lebt in Austin, Texas.

Wrath (Zorn) schrieb mehrere Romane, die zu den brutalsten und erschütterndsten zählen, die jemals in Amerika erschienen.

Jack Ketchum: »Wenn Wrath James White dich nicht erschauern lässt, dann sitzt du am falschen Ende des Leichenwagens.«

Wrath James White bei FESTA:

Der Teratologe (mit Edward Lee)

Schänderblut

Der Totenerwecker

Sein Schmerz

Yaccubs Fluch

Population Zero

Krank (mit Jesus F. Gonzalez)

Auf die Toten

Purer Hass

400 Tage der Erniedrigung

Infos & Leseproben: www.Festa-Verlag.de

eBooks: www.Festa-eBooks.de